

**Predigt von Bischof Dr. Martin Hein im Ordinationsgottesdienst am
30.10.2005 (23. Sonntag p.Trin.) in der Evangelischen Stadtkirche Bad
Hersfeld.**

Predigttext: **Joh 15,18-21**

¹⁸ *Wenn euch die Welt haßt, so wißt, daß sie mich vor euch gehaßt hat.*

¹⁹ *Wäret ihr von der Welt, so hätte die Welt das Ihre lieb. Weil ihr aber nicht von der Welt seid, sondern ich euch aus der Welt erwählt habe, darum haßt euch die Welt.*

²⁰ *Gedenkt an das Wort, das ich euch gesagt habe: Der Knecht ist nicht größer als sein Herr. Haben sie mich verfolgt, so werden sie euch auch verfolgen; haben sie mein Wort gehalten, so werden sie eures auch halten.*

²¹ *Aber das alles werden sie euch tun um meines Namens willen; denn sie kennen den nicht, der mich gesandt hat.*

Machen wir uns nichts vor, liebe Gemeinde: Das sind unheimlich harte Worte. Sie scheinen wenig in die festliche Grundstimmung dieses Sonntags zu passen. Vom Haß der Welt ist die Rede, wo wir viel eher von Liebe, Zuwendung und Ermutigung hören würden. Aber Jesu Worte spiegeln die Realität, wie sie sich darstellt, lassen wir einmal alle Schönfärberei beiseite! Das Evangelium ist in dieser Welt weder unumstritten noch ist es gar willkommen. Wie sollte es der Botschaft von Christus auch anders ergehen als Christus selbst?! Sie provoziert Ablehnung, Spott, offenen Widerspruch, ja Verfolgung. Wer sie glaubt, wer von ihr erfüllt ist und sie der Welt als Heil verkündet, gewinnt keine Sympathien.

Darüber mögen auch solch glückliche Augenblicke nicht hinwegtäuschen, wie wir sie heute zur selben Zeit in Dresden erleben: Über hunderttausend Menschen sind dort versammelt, um bei der Wiedereinweihung eines Gotteshauses, der Frauenkirche, dabei zu sein. Angesichts solcher Zahlen und solcher Begeisterung könnte man meinen, es stünde alles zum besten mit dem Wort Gottes in dieser Welt und mit den Orten, an denen es als Wort des Lebens bezeugt wird.

Aber der Alltag sieht weithin anders aus: Er ist bestimmt vom Widerspruch gegen den Glauben. Und wo wir diesen Widerspruch nicht unmittelbar und offen erfahren, spüren wir statt dessen die schier undurchdringlichen Mauern eines stummen Desinteresses. Wer wollte es bestreiten: Solche Eindrücke lösen bei uns Enttäuschungen aus. Sie schüren den Zweifel an der Kraft des Evangeliums, Menschen zum Guten zu verändern, aber sie lassen auch den Selbstzweifel am eigenen Auftrag wachsen. Da ist die

Gefahr groß, sich zurückzuziehen in den überschaubaren Kreis der wenigen Gleichgesinnten, in die Nische, in der sich das Überleben einrichten läßt und wo man die Welt sich selbst überlassen kann. Doch ehe wir uns versehen, hat sich die herrliche Freiheit der Kinder Gottes in Niedergeschlagenheit und Kleinmut gewandelt. Sie ist dem Gefühl gewichen, daß es um die Zukunft des Evangeliums und die Kirche Jesu Christi schlecht bestellt ist.

Mag sein, daß wir uns als Christenmenschen solche Gefühle nur ungern eingestehen. Ich selbst gehöre eher zu denen, die die Kassandrarufe überhaupt nicht teilen. Aber weil es sie gibt und weil es immer kritisch zugeht, wo sich das Evangelium zu Wort meldet, sind Besänftigungen in dem Stil: „Man muß sich halt arrangieren“ unzureichend. Es geht tatsächlich um einen Machtkampf: Wer hat das Sagen in dieser Welt? Sind es diejenigen, die auf eigene Stärke pochen und sich mit aller Gewalt – auch um den Preis vieler Opfern – durchsetzen wollen, oder sind es jene, die sich von Christus haben rufen lassen und für die andere Werte gelten: Hingabe, Gemeinschaft, Solidarität, Versöhnung?

Wir leben gewiß nicht in solchen Entscheidungssituationen, wie wir sie in Deutschland im vergangenen Jahrhundert zweimal erlebt haben, als totalitäre Staatssysteme Anspruch auf den ganzen Menschen erhoben. Die Theologische Erklärung von Barmen sagte 1934 eindeutig, es sei falsch zu meinen, „als gebe es Bereiche unseres Lebens, in denen wir nicht Jesus Christus, sondern anderen Herrn zu eigen wären“ (Barmen II). Aber die Frage muß dann lauten: Wie ist es möglich, sich ganz und gar und voller Zuversicht auf die Seite Christi zu stellen – und dort, allen Anfechtungen zum Trotz, zu bleiben?

Jesus gibt darauf eine klare Antwort: Möglich ist es, weil er uns „aus der Welt erwählt“ hat – uns alle, die wir seinen Namen seit unserer Taufe tragen! Im Blick auf uns selbst bleiben wir verzagt. Darum kehrt Jesus den Blick um: auf ihn hin. Und nur in *dieser* Perspektive steht es uns zu, von „Erwählung“ zu sprechen. Denn die selbsternannten Erwählten häufen mit ihrem radikalen Sendungsbewußtsein meist Leid über Leid an, weil sie im Zweifelsfall über Leichen gehen. Wen aber Christus „erwählt“, der findet sich bei den Schwachen wieder – und erfährt gerade dort, daß seine Kraft in den Schwachen mächtig ist. Nicht um unseretwillen macht er uns zu seinen Jüngerinnen und Jüngern, sondern um seinetwillen. Das gibt uns den entscheidenden Halt mitten in allem Hin- und Hergerissen-Sein oder dann, wenn wir uns in unserer Gesellschaft als Störenfriede, Spielverderber oder Außenseiter fühlen. Der Knecht ist nicht größer als

sein Herr, sagt Jesus. Aber ebenso gilt die Zusage: Je größer der Herr, um so verheißungsvoller die Aufgabe, zu der er uns beruft.

Diese Verheißung umfaßt alle Christen, soll aber heute besonders Ihnen, liebe Ordinandinnen und Ordinanden, gelten. Sie haben sich vor manchmal langer Zeit entschlossen, Theologie zu studieren und – so jedenfalls die Regel – Pfarrer oder Pfarrerin zu werden. Theologie ist inzwischen an der Universität umstrittener, als sie es vor Jahrzehnten war, obwohl es immer schon Stimmen gab, sie als unwissenschaftlich aus dem akademischen Umfeld herauszudrängen. Bei manchen Ihrer Kommilitonen wird Ihr Studienfach Achselzucken oder auch kleine Sticheleien ausgelöst haben. Man spürt das nicht, wenn man unter sich bleibt. Aber wenn man sich auf Felder begibt, die nicht die eigenen sind, wird es schnell härter, weil der Anspruch des Evangeliums als einseitige Bevormundung gedeutet wird, von der man sich befreien müsse. Und im Zweifelsfall konnten Sie sich ja immer noch von „der“ Kirche distanzieren.

Mit dem Vikariat änderte sich das: Sie wurden nicht nur als Personen wahrgenommen, sondern auch als Inhaber eines bestimmten Auftrags innerhalb einer bestimmten Kirche. Wir sind dankbar, daß Sie es nicht nur aushalten konnten, sich im Blick auf den Glauben und die Kirche befragen zu lassen, sondern daß Sie sich – wie es aus den Gemeinden berichtet wurde – dieser Aufgabe bewußt gestellt haben: Zeugin und Zeuge Jesu Christi zu sein.

Nun treten Sie vollends aus dem Windschatten Ihrer theologischen Lehrerinnen und Lehrer, ihrer Mentorinnen und Mentoren: Es wird zugiger und manchmal ungemütlicher, denn die Ordination macht Sie als Pfarrerinnen und Pfarrer kenntlich und erkennbar. Sie werden angreifbar, weil sie für eine unbequeme, ja unwillkommene Wahrheit eintreten. Da brauchen Sie langen Atem und einen festen Grund.

Für mich ist die Ordination deshalb so etwas wie eine „Konfirmation“ für Pfarrerinnen und Pfarrer: Ihre innere Berufung, diesen Berufsweg über Studium und Ausbildungsdienst zu wählen, wird heute vor Gott und der Gemeinde, die hier versammelt ist, bestätigt und gefestigt: Christus selbst beruft Sie in seinen Dienst – sichtbar, hörbar und fühlbar. Darauf können Sie sich um alles in der Welt verlassen: Er hat Sie dazu erwählt, in besonderer Weise Botinnen und Boten des Evangeliums zu sein, die für die Gegenwart des ewigen Heils mitten in den Umbrüchen unserer Zeit glaubhaft eintreten.

Morgen, am Reformationstag, erinnern wir uns an Martin Luther: Wenn der, was keineswegs selten war, an seinem Auftrag zu zweifeln begann, schrieb er mit Kreide auf

